

## „Wenn ich mich nicht jetzt melde, dann ist der Krieg vorbei, ohne dass ich dabei war“

Wie der Acherner Max Jörger den Ersten Weltkrieg an der Ostfront  
als Sanitätssoldat erlebte

*Gernot Joerger*

### Vorwort seines Sohnes Gernot Joerger

Mein Vater Max Jörger wurde am 2. Januar 1894 in Achern geboren. Er hat als junger Mann von November 1914 bis April 1918 sowohl an der Ostfront als auch danach an der Westfront als Sanitätssoldat gedient. Er ist zwei Mal leicht verletzt worden, am 16. März 1915 im heutigen Polen und am 9. Dezember 1916 in der Champagne. Am 27. April 1918 wurde sein linker Oberschenkel in Lothringen durchschossen. Nun war er schwer verwundet und nicht mehr kriegstauglich. Sein linkes Bein wurde mehrfach operiert. Das Ergebnis aller ärztlichen Bemühungen war ein versteiftes Fuß- und Kniegelenk und ein um 13 Zentimeter verkürztes Bein. Aber immerhin wurde ihm im Acherner Krankenhaus das linke Bein erhalten und die lange erwogene Amputation erspart.<sup>1</sup>

Er hat schon während des Kriegsdienstes, wie viele andere Soldaten auch, stichwortartige Aufzeichnungen gemacht. Im Jahr 1951 hat er auf der Basis dieser Notizen einen umfassenden handschriftlichen Bericht niedergeschrieben. Die schrecklichen Kriegseindrücke verfolgten ihn offensichtlich sein Leben lang. Vielleicht wollte er sich mit seiner umfangreichen und detaillierten Niederschrift im Jahr 1951 das traumatisch Erlebte endlich „von der Seele schreiben“. Noch in der letzten Woche seines Lebens im Januar 1963 hat er – so erzählte mir meine Mutter<sup>2</sup> – mit seinem Acherner Freund Hugo Schneider über seine Erlebnisse als Soldat gesprochen.

Ich<sup>3</sup> habe mir 2014 die Mühe gemacht, die stellenweise nicht immer leicht zu lesende Handschrift des Vaters zu entziffern und seinen Bericht in Druckschrift zu übertragen. Ich bedaure es heute sehr, mit meinem Vater nie über seine Kriegserlebnisse gesprochen zu haben. Für mich war der Erste Weltkrieg in meiner Schulzeit (1946–1959) und dann als Student zu Lebzeiten meines Vaters zunächst nur abstrakte Geschichte. Dieser Erste Weltkrieg war für mich ja sooo lang her! Und der Zweite Weltkrieg war viel aktueller.

2014, hundert Jahre nach dem Kriegsbeginn 1914, wird in vielen Zeitungsartikeln, Büchern, Filmen und Veranstaltungen

an diesen Krieg erinnert. So einen Krieg hatte es bisher, was seinen weltweiten Umfang<sup>4</sup> und seine Schrecklichkeit angeht, noch nie gegeben. Die Geschichtsschreibung über diesen Krieg stützt sich seit einigen Jahren verstärkt auch auf individuelle Beschreibungen in Tagebüchern und in anderen Dokumenten wie Briefen, die Kriegsteilnehmer und zivile Betroffene verfasst haben.

Bei meiner Übertragung des handschriftlichen Textes meines Vaters habe ich wenige, zur besseren Lesbarkeit oder Verständlichkeit geboten scheinende Änderungen und Ergänzungen vorgenommen, ohne den Inhalt zu verfälschen. Von mir stammt auch die Hervorhebung von Orten, Ländern, Regionen und Namen durch Kursivschrift. Um den Text übersichtlicher zu gliedern, wurden von mir auch (fett gedruckt) Zwischenüberschriften eingefügt. Sollte der oft sehr detailreiche Text um gewisse Längen gestrichen werden, zum Beispiel um die Stellen, wo wenig passiert? Es gab zwischendurch für einen Soldaten auch fast beschauliche Zeiten. Sie mögen wenig spannend oder überflüssig erscheinen? Diese Passagen zeigen jedoch auch einen Teil des Soldatenalltags.

Manche Leser mag am Text irritieren, dass auch – einige wenige – komische Situationen beschrieben sind. Etwa wenn der ungeliebte volltrunkene Vorgesetzte in die Sch... der Latrine fällt. Dieses Lachen ist kein lustiges, sondern ein schadenfreudiges. Und wenn da einige Soldaten sich zwischendurch auch mal Witze erzählten, bedeutete das ja noch lange nicht, dass sie ihre Soldatenzeit als witzig empfanden. Sie wollten sich im Zweifel zwischendurch auch mal von ihrem Stress und ihren Ängsten ablenken.

Ist alles, was mein Vater über den Ersten Weltkrieg geschrieben hat, nicht schon tausendfach beschrieben worden? Es mag ja „Weltkriegsexperten“ geben, die schon alles von Erich Maria Remarque über Ernst Jünger und andere Autoren über den Ersten Weltkrieg gelesen haben und deswegen finden, dass der Bericht meines Vaters nichts wirklich Neues enthalte. Sie mögen die Lektüre spätestens hier abbrechen. Wer aber erfahren möchte, wie diese Zeit von einem einfachen Soldaten erlebt und erlitten worden ist, der möge in der Lektüre fortfahren.

Mich, der ich nie als Soldat gedient habe, hat der wohl zeittypische Soldaten-Jargon der Notizen verwundert. So hat mein Vater z. B. Kugeln, die gefährlich nah um ihn flogen und ihn ja auch dreimal verletzten, mit aggressiven, giftigen „Bienen“ verglichen. Gefährliche Attacken der gegnerischen Seite und die eigenen wurden z. B. mehrfach mit dem Verb „funken“ ins Bild gesetzt.

Die Redaktion des Jahresbands 2014 „Die Ortenau“ gab mir „Nicht mehr als zwanzig Seiten!“ für den Umfang für den Beitrag vor. Deswegen musste ich den Auszug aus dem wesentlich umfangreicheren Bericht meines Vaters auf seine Erlebnisse an der Ostfront bis zum Sommer 1915 beschränken.

Nach seinem Einsatz an der Ostfront wurde mein Vater an die Fronten im Westen verlegt, zuerst in die Champagne und dann nach Lothringen. Er kämpfte gegen den „Franzmann“ und die „Franzmänner“ und gegen den „Tommy“ bzw. die „Tommies“ fürs „deutsche Volk und Vaterland“. An der Ostfront hatte er es – so schrieb mein Vater in seinen Aufzeichnungen – mit „dem Russen“ beziehungsweise „den Russkis“ und mit den „Polacken“ zu tun.

Man kämpfte im Ersten Weltkrieg noch sehr häufig Mann gegen Mann. Die Gegner kannte man nicht mit Namen, manche allenfalls, wenn sie begraben oder gefangen wurden. Es gehörte und gehört zu den schlimmen Aufgaben der Soldaten, Menschen, die man nicht persönlich kennt und die einem nichts Böses angetan haben, die auch lieber leben als sterben, ins Jenseits zu befördern. Besonders die einfachen Soldaten wurden wie Schachfiguren mal dahin, mal dorthin bewegt und ohne Mitleid geopfert.

Mein Vater fand für die gegnerischen Soldaten, die verletzt, getötet oder gefangen wurden, keine Worte des Mitleids. Schließlich trachteten sie ja nach seinem Leben und dem seiner Kameraden. Mein Vater selbst wollte nicht töten, schrieb er, und so entschied er sich, als Sanitäter zu dienen. Immerhin hat mein Vater die Leiden der Zivilbevölkerung in den Schlachtgebieten erwähnt und Mitgefühl und manchmal auch Sympathie für die vom Krieg betroffenen Zivilisten ausgedrückt. Anders als die anonymen Gegner hatten die eigenen Kameraden und Vorgesetzten Namen. Mein Vater notierte über sie, wie sie sich verhielten und beschrieb sie als Personen, die er mochte oder auch nicht mochte.

In seinem Bericht kommen Achern, die geliebte Heimatstadt, die Ortenau, Baden und auch Vater und Mutter, Verwandte, Nachbarn, seine Lehrer, Klassenkameraden und Freunde vor. Das verleiht dem Bericht über den Ersten Weltkrieg ein sehr persönliches, authentisches und heimatliches Kolorit.

Die handschriftlichen Originalblätter des Berichts meines Vaters brechen 1917 nach 143 Seiten mitten in einem Satz ab. Der Bericht umfasst somit nicht die vollständige Kriegszeit, er geht also nicht bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Die letzten Seiten des Originalberichts sind offensichtlich irgendwann verloren gegangen.

Ähnlich wie die Schilderungen von Erich Maria Remarque in dem Buch „Im Westen nichts Neues“ beschreibt mein Vater Max Jörger durchaus repräsentativ die Leiden unzähliger „verheizter“ Frontsoldaten.

Mein Vater hat mit seinen Erinnerungen nicht nur für sich selbst und uns, seine Nachkommen, unsere Kinder und Kindes-  
kinder Lesenswertes mit dem Füller zu Papier gebracht. Sein Bericht hat für alle Geschichtsinteressierten und Nachdenklichen etwas zu sagen. Ob vor hundert Jahren oder heute stellte und stellt sich die Frage: Kann es denn je einen guten Krieg und einen schlechten Frieden geben?

### **Die Zeit von der Geburt 1894 bis zur Musterung im Jahr 1913 in Stichworten**

Max Jörger beginnt seinen Bericht zunächst mit der Schilderung seiner frühen Kindheit. Er wurde Anfang Januar 1894 im Bauernhaus seiner Eltern in der Spitalstraße 11 in Achern geboren. Er wuchs als einziges Kind des Ehepaars Wilhelm und Magdalena Joerger<sup>5</sup> wohl behütet auf. Er besuchte erst den Kindergarten, dann die Acherner Volksschule und schließlich ab 1903 die Acherner Großherzogliche Realschule. Die schloss er im Jahr 1909 fünfzehnjährig als Bester seiner Klasse ab.

Sein Vater Wilhelm Joerger hatte die Landwirtschaft von seinem Vater übernommen und musste seine sieben Geschwister auszahlen. Das fiel ihm schwer. Da sich die Landwirtschaft kaum rentierte, fing der Vater zusätzlich zur Landwirtschaft etwa ab 1906 an, mit Kohlen zu handeln.

Zunächst arbeitete mein Vater Max Jörger von 1909 bis 1911 in der elterlichen Landwirtschaft und beim Kohlenhandel mit. Er half unter anderem beim mühsamen Ausliefern und Tragen der schweren Kohlensäcke. Parallel zur körperlichen Arbeit besuchte er die Landwirtschaftliche Winterschule. Als Siebzehnjähriger begann er im Mai 1911 im Hofgut Winklerhof in Rotenfels ein Praktikum. Er brach es aber ab, weil der 59 Jahre alte Vater ihn dringend bat, wieder heimzukommen und ihn zu unterstützen. Sein Traum, in Hohenheim einmal Landwirtschaft zu studieren war damit ad acta gelegt.

1913 wurde Max Jörger in Freiburg i. Br. gemustert und trotz eines Senkfußes als „tauglich“ eingestuft. Er wurde jedoch nicht sogleich einberufen und konnte so noch eine Weile im elterlichen Betrieb arbeiten. Das änderte sich 1914. Das Vaterland rief den inzwischen zwanzigjährigen Max Jörger im Herbst 1914 zu den Waffen. Er ging wohl anfangs mit einer gewissen Begeisterung zum Militär: Es wurde sicherlich von

ihm erwartet, dass auch er, wie es seine ehemaligen Klassenkameraden bereits taten, dem Vaterland dient. Er war wohl auch anfangs schon etwas stolz auf seine Uniform. Und er glaubte, wie viele andere, dass der im August 1914 begonnene Krieg nur sehr kurz dauern und Deutschland am Ende als glanzvoller Sieger dastehen würde.

### **Auszug aus Max Jörgers Aufzeichnungen über den Ersten Weltkrieg**

#### **Kriegsbeginn und Zeit bis zur der Einberufung**

Sommer 1914. Schüsse in *Sarajevo*. Die Welt ist aufgeschreckt. Es riecht nach Krieg. Mobilmachung. Unheimliche Stimmung. Man kann sich noch keine Vorstellung vom Krieg machen. Landwehrmänner im Alter zwischen 35 und 40 Jahren werden von einer Stunde auf die andere einberufen. Nach einem halben Tag sind sie feldgrau eingekleidet, mit Tschako<sup>6</sup> und Gewehr 88<sup>7</sup> ausgerüstet wieder da und übernehmen den Brandschutz. Ein Zeppelin aus *Baden-Oos* zieht seine Bahnen in unserer Gegend. Überall werden Spione vermutet. Gerüchte kursieren. Die ersten Truppentransporte rollen. Die große Baracke am *Achner* Bahnhof, deren Zweck vorher niemand kennen wollte, ist plötzlich zu einer Verpflegungsstation für Transporte geworden. Man sieht *Württemberg* und *Bayern*, alle in neuen Uniformen und mit neuen Waffen. Züge noch und noch. Auf den Wagen großspurige Aufschriften.

Die *Bayern* haben ihren Dolch im Stiefelschaft stecken und ihren Maßkrug mit dabei. Ohne den geht es vorläufig noch nicht. Die Leute schleppen Waschkörbe voll Esswaren, Zigarren und Zigaretten für die Soldaten an die Bahn.

#### **Der Schimmel der Eltern wird für den Krieg benötigt**

Unser Schimmel, die „Male“ (Abkürzung von Amalia), wird gemustert, für tauglich befunden und gleich dabehalten. Damit hatte ich im Ernst doch nicht gerechnet. Unser Schimmel war uns doch sehr ans Herz gewachsen, als wir mit ihm arbeiteten. Bei meiner Mutter gab es Trennungstränen. Und dabei war ihr sechs Jahre früher, als ihn der Vater kaufte, eben dieser Schimmel zu teuer, was diesen aber nicht gehindert hatte, jedes Mal, wenn er angespannt wurde, vor die Haustüre zu kommen und sein Stück Brot in Empfang zu nehmen, das er regelmäßig auch bekam. Und nun war er nicht mehr da. Der Erlös wurde wohl noch am selben Tag von einem Zahlmeister ausbezahlt.

Wieder ein Pferd kaufen? Das hatte keinen Zweck. Ein taugliches würde früher oder später doch geholt werden. Und einen liederlichen Klepper wollten wir nicht. Wir kauften einen Ochsen, richteten die Weißrübenäcker halt jetzt mit einem Ochsen, und siehe da, es ging auch so. Da kommt eines Tages unser Nachbar, der *Wörner Gustav*, mit einer „Woche“, jener damals so bekannten Illustrierten. „Das ist euer Schimmel!“ Er behauptete es steif und fest. Ich war weniger überzeugt, ließ ihn aber bei seiner Meinung. Als wir im Gewinn *Hinterbann* Rüben säten, haben wir weit drüben im Westen Kanonen donnern gehört.

### **Erste deutsche Siege**

Die Franzosen waren bis *Mühlhausen* im *Elsass* vorgedrungen. Die Badener drängten sie wieder zurück.

Wir hören von unserem Haus aus, dass Tag und Nacht viel mehr Züge als sonst lautstark durch den Bahnhof rollen. Im *Achner* Krankenhaus wird eine Lazarettstation eingerichtet. Die Schlacht in *Lothringen* im Raum von *Saarburg* wird geschlagen. Sieg! Die Glocken läuten. Es muss rasch vorwärtsgehen. In *Ostpreußen* der Sieg bei *Tannenberg*<sup>8</sup>. Wenn es so weitergeht, schätzen wir, dann wird der Krieg nicht lange dauern. Sieg auf Sieg. Die Schulkameraden von der Realschule haben sich schon alle freiwillig gemeldet. Schon können die Ersatzbataillone den Andrang kaum mehr aufnehmen. Wenn ich mich nicht jetzt melde, dann ist der Krieg vorbei, ohne dass ich dabei war, und das wäre ja eine Blamage.

### **Trotz Senkfuß ist Max Jörger: „Tauglich!“, wird aber zurückgestellt.**

Ich wundere mich noch heute,<sup>9</sup> auf wie wenig Widerstand ich bei meinen Eltern gestoßen bin, als ich ihnen eröffnete, ich wolle mich freiwillig melden. Eine Bescheinigung vom Rathaus, die Fahrt nach *Freiburg* kostete nichts. Mit dem Zug fahren auch einberufene Schweizer, die irgendwo an der Wasserkante gesessen haben. Es wird gesungen und gejubelt.

In *Freiburg* gehe ich zuerst zu Tante *Josefine*, dann in die 113er-Kaserne. Alles überfüllt, an eine sofortige Aufnahme ins Heer noch nicht zu denken. Und da war ich vernünftig. „Dann warte ich eben, bis sie dich holen!“, dachte ich und fuhr wieder heim. Man sagte mir später, ich sei noch früh genug in den Krieg gekommen und man mag wohl recht gehabt haben.

Wochen vergingen, Monate. Es kamen Verwundete von der Front, verdreht und müde. Aus dem *Elsass* und aus den

*Ardennen* kommen Siegesnachrichten, dann Nachrichten vom Marsch auf *Paris*, von den Schlachten an der *Marne*. Doch dann wollte es nicht mehr so recht „flutschen“ mit dem Siegen. *Hindenburg* und *Ludendorff* kämpfen im Osten. Bei den Österreichern, die doch nicht rasch genug zu einem Krieg kommen konnten, klappte es gar nicht. In *Flandern* verbluteten die Freiwilligenregimenter. Darunter waren auch einige meiner Schulkameraden. Ich erfahre, dass der „*Kiste-Karl*“ gefallen ist.

### Einberufung und Einrücken

Mitte November 1914. Der Briefträger bringt meine Einberufung auf den 18. nach *Rastatt*. So, nun ist es so weit. An den Abschied von meinen Eltern erinnere ich mich nicht mehr. Der *Meier-Friedel* und noch ein Kamerad aus der Volksschule, der *Schmiederer-Gust* sind mit mir einberufen. Wir fahren nach *Rastatt*, ich glaube in die *Wilhelmstraße*. In der Kaserne werden wir gesiebt, eingeteilt, in Viererreihen aufgestellt, zum Bahnhof geführt, in einen Personenzug verladen. Dann fahren wir weiter in Richtung *Karlsruhe*. Es geht aber immer noch weiter. Unterwegs zieht mal einer die Notbremse. Auch das geht vorbei. In *Mannheim*. steigen wir aus. Wir marschieren durch die Stadt zur 110er-Kaserne. Dort gibt es zunächst mal schwere Steingutnäpfe zum Essenfassen. Löffel, Messer, Gabel hat fast jeder selbst mitgebracht. Hungern brauchen wir – noch! – nicht. Zum ersten Male versuchen wir Kasernenkost. Es schmeckt. Die Garnison *Mannheim* ist bekannt für eine gute Verpflegung. In der Kantine gibt es Bier, es gibt da auch Wurstbrote. Dann geht es ans Einkleiden. Der „*Kleiderkammer-Schorsch*“ hat Übung. Es kommt ja auch nicht so genau drauf an. Stiefel passen, die Hose passt, der blaue Waffenrock passt, auch wenn er über der Brust spannt wie ein Panzer. Mütze passt, Koppel kann man passend machen, Halsbinde passt auch. Wir gucken uns an. Wir werden einem Unteroffizier unterstellt. Wir beschnuppern uns gegenseitig. Dann heißt es: Raus mit den Kerlen auf den Kasernenhof! Zu den üblichen ersten Bewegungen.

### Ausbildung als Soldat und Sanitäter – Fahrt an die Front

#### Spieß: „Ihr Stinker!“

Eingepasst in mein Waffenrockkorsett – stehe ich „stillgestanden“ – stocksteif auf dem Kasernenhof. Es ist kalt. Mir wird übel. Ob ich dann einen weiteren Rock bekommen habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass wir nochmals gesiebt wur-



den, noch mal unser Bündel packten und nach etwa viertägigem Aufenthalt in *Mannheim* wieder südwärts dampften. *Karlsruhe*. Raus! In die *Telegraphenkaserne*. Wir werden nochmals neu eingeteilt. Und ich lande nun in der *Dragoner-Kaserne* und bin in der *ersten Kompagnie*<sup>10</sup> *Feld-Inf.-Batl. 61*. Unser Korporalschaftsführer ist ein Unteroffizier, ein Lehrer, unser Gefreiter ist ebenfalls Lehrer. Meine Kameraden sind fast alle aus dem Unter- und Hinterland. Unser Zugführer ist ein netter und sympathischer Leutnant *Braun*, der Hauptmann ist sehnig und drahtig, Typ aktiver Offizier, ein *Freiherr von Wangenheim*. Der Spieß redet uns mit „Ihr Stinker!“ an. Wir werden feldgrau eingekleidet, wir gelten als mobile Formation, bekommen – eine Neuerung für Soldaten – mobile Löhnung. Es wird mehr Wert auf Felddienst als auf Kasernenhofdrill gelegt. Wir bekommen unsere Impfungen gegen Pocken, Typhus, Cholera. Impfungen gegen Kohldampf fehlen noch, sagen wir zu uns selbst. Das gemeinsame Korporalschaftsfoto ist beim ersten Ausgang fällig. Wir sehen in unseren „Holzmützen“ verboten aus.

### Fahneneid

Vereidigung in der Reithalle der Dragonerkaserne, auf eine Fahne.

Die *Königin von Schweden* und *Prinz Bertold von Baden* sind dabei. Große Gedanken macht sich wohl keiner. Höchstens, was ist ein erzwungener Eid?

Weihnachtsurlaub. Ich habe mir eine eigene Mütze gekauft. Wir tragen die Achselklappen der Leibgrenadiere 109. Man fühlt sich in Uniform richtig als Soldat, dazu noch in Feldgrau ... Das erste Bild von mir in Uniform wird beim Foto-Studio *Pache* in *Achern* aufgenommen.

### Drill auf der Rauhen Alb

6. Januar 1915: In der Nacht vorher heißt es packen und fertig machen. Es geht auf den *Heuberg*. Morgens um 4 Uhr marschieren wir durch das stille *Karlsruhe*. Unsere Stiefel stampfen im Gleichschritt auf das Pflaster. Das Lied vom „Rehlein am Waldesrand“ und vom „Schifflein auf dem Bodensee“ schallt in den frostigen Wintermorgen. Und die Karlsruher mögen sich in ihrem Bett nochmals umgedreht und gedacht haben: ein Glück, dass nicht ich es bin, der da draußen singt. Wir fahren das *Neckartal* hinauf, kommen ins Donautal. *Hausen im Wald*. Schnee liegt, tiefer Schnee. Und unsere Tornister sind schwer. Wir stapfen mühsam durch die Winterpracht, die uns jetzt kalt lässt, obwohl wir dampfen. Es geht ziemlich steil aufwärts, an



einem dieser Schlösser vorbei, die da im Donautal auf die Kalkfelsen gesetzt sind. *Wildenstein, Werenwag, Gütenstein*. Wir sind das Marschieren noch nicht gewöhnt. Gott sei Dank, nun sind wir oben. Nun geht es endlos auf dieser Hochebene weiter. Und der raue Heubergswind pfeift. Wir werfen die Rückenlast von links nach rechts, von rechts nach links. Wenn es nur einmal ein Ende hätte. Auch dieser Marsch hat schließlich sein Ende und jetzt marschierten wir in das *Lager Heuberg* ein, von dem wir uns vorher keine Vorstellung machen konnten.

### Lieber Sanitäter sein als schießen müssen

Schon in *Karlsruhe* hatte ich mich zu den Sanitätern gemeldet, bzw. zu den Kompanie-Krankenträgern. Dort schon hatte unsere Sonderausbildung begonnen. Das war mir doch sympathischer, als das Totschießen und Bayonettieren zu üben. Auf dem *Heuberg* wurde ich in die Zweite Kompanie versetzt, weil da noch ein Krankenträger fehlte. Unser Kompanieführer war ein *Freiherr von Teuffel*, mittelgroß, schwarzer Vollbart. Der Spieß hieß *Engelhart*, unser Unteroffizier *Dornheim*. Bataillons-Arzt war ein *Dr. Herms*; dann war da noch ein Assistenzarzt, *Dr. Hurwitz*, ein Jude. So um Weihnachten herum hatten wir aus dem Felde, mit Dreck und Speck, aktive Soldaten als Ausbilder-„Korsettstangen“ und als Männer mit Fronterfahrung bekommen. Diese sollten den ganzen Drill mit uns machen. Das passte ihnen aber nicht ins Konzept. Was tut ein alter erfahrener Mann? Er meldet sich krank mit *Rheumatis*. Soll der Stabsarzt erstmal beweisen, dass er kein Rheuma hat! Der aber kennt seine Pappenheimer und tut was? Er verschreibt jedem dieser „Rheumatiker“ zwei schnell wirksame Löffel Rizinusöl, sofort vor seinen Augen einzunehmen, „damit die Kerle laufen können“. Und ob sie es dann können!

Unser Krankenträgerdienst auf dem *Heuberg* ist erträglich, erträglicher als es der Dienst draußen im Gelände wäre, wo man in der Kälte herumgelegen wäre und gefroren hätte. Es gibt auffällig viele Darmerkrankungen, auch ich bekam Durchfall.

Meine Gotte<sup>11</sup> besucht mich. Sie ist von *Rohrdorf*<sup>12</sup> mit dem Schlitten gekommen. Wie ich mich freue!

### Was man mit uns vorhat, das erfahren wir vorher nicht

Auf dem *Heuberg* ist die ganze 75. Res.-Division beisammen, die Res.-Inf.-Regimenter 249, 250, 251. Wir sind das erste Batl. RJR 249. Dann sind noch da die Art.-Reg. R75 und 76, eine Pionierkompanie, eine Sanitätskompanie, eine Schwadron Kavallerie. Gegen Ende Januar 1915 besichtigt uns der Großherzog. Jetzt

werden wir bald reif für einen Einsatz sein. Was man wohl mit uns vorhat? Wir erfahren es nicht. Am 30. Januar nehmen wir Abschied vom *Heuberg*. In *Hausen im Tal* wird das Bataillon verladen. Wir fahren quer durch *Deutschland*, berühren unter anderem *Bamberg*, *Naumburg*, kommen über *Posen*. Bald danach sehen wir im Gelände einen ersten Stacheldrahtverhau. Durch *Bromberg* geht es, *Dirschau*,<sup>13</sup> *Marienburg*. Ob ich *die Feste Marienburg* gesehen habe, weiß ich nicht mehr. Oder war es Nacht, als wir durch den Ort *Marienburg* fuhren? Wir sehen im Vorbeifahren Namen wie *Bischofsheim*, *Mehlsack*, *Wonnditt*, *Heilsberg*. Teilweise tragen die Bahnhöfe Spuren früherer Kämpfe. Es wird wieder Nacht. Wir nähern uns *Gumbinnen*. Bei einem kleinen Ort *Jutschen* endet unsere dreitägige Fahrt.

Was wir während der langen Fahrt getrieben haben? Wie das so unter jungen Kerlen Brauch ist, die bunt zusammengewürfelt, eng in einem Waggon verpackt – es waren immerhin geheizte Personenwagen – tagelang auf Tuchfühlung leben und zum Nichtstun ganztägig verurteilt sind: Erst wird aus dem Fenster geguckt, man will wissen, wohin die Reise geht. Dann werden ein paar faule Witze erzählt und man foppt sich gegenseitig. Da ist einer mit dem Namen *Schorsch* unter uns. Dem singen sie: „Schorsch, blieb do. Mr waiß jo nit, wie’s Wetter wird!“ Andere holen die Karten vor; Zego, 17 und 4 und vereinzelt Skat werden gespielt. Gewöhnlich geht es dabei lebhaft zu, auch gesungen wird, zuletzt gefühlvolle Lieder, bevor es stiller und dann schon vereinzelt geschnarcht wird. Auch das derbe Spiel „Schinken klopfen“ haben wir geübt und wie ...! Hände und hintere Backen haben noch tagelang nach diesem Spiel gefunktelt. Da konnte man „Handschriften“ kennenlernen.

Die draußen vorbei eilenden Landschaften, Städte und Dörfer haben mich tagsüber mächtig interessiert. Wenn man schon eine Reise tut oder zu tun gezwungen wird, warum soll man dann nicht so viel wie möglich sehen wollen. Willkommenere Unterbrechungen waren immer auch Aufenthalte auf den Verpflegungsstationen. Und damals wurde noch etwas geboten. Die Portionen waren reichlich und gut. Auch Gelegenheit zum Waschen gab es noch. Wir ahnten noch nicht, was uns bald in dieser Hinsicht erwartete.

### **Mein erster Einsatz als Soldat und Sanitäter in Ostpreußen in der Winterschlacht in den Masuren**

Anfang Februar 1915. Mein erster Einsatz als Soldat war in der Winterschlacht in den *Masuren*. Steif, in unseren dicken, aus einem miserablen Tuch gemachten Mänteln, schwer bepackt,

wie eben noch kriegsunerfahrene Soldaten bepackt sein können, springen wir nach langer Bahnfahrt aus unseren Wagen herunter. Es ist dunkel, kalt, glatt. Der Spieß lässt antreten, in Gruppen rechts schwenken und „ohne Tritt“ marschieren. Das war ein Marschieren in der Nacht, auf eisglatter Straße! Entweder man rutschte auf den Vordermann oder der Hintermann rutschte auf mich. Es klapperte von all den zum Marschgepäck gehörenden Spaten, Gewehren, Seitengewehren. Ein Gemaule und Fluchen geht los, weil man gegeneinander geworfen wird. Dann fängt es auch noch zu schneien an. Endlich eine Ortschaft. Mein Zug wird in einer Scheune untergebracht. An schlafen ist nicht zu denken. Kälte und Wind dringen durch Stroh, durch Mantel und Klamotten. Am anderen Morgen bin ich bocksteif. Wir empfangen Kaffee und Brot. Es geht weiter. Schneegestöber. Wir marschieren, marschieren. Alles ist eben, weiß, der Neuschnee macht das Vorwärtskommen mühsam. Die Kompanie, die jeweils vorausgehen und spuren muss, wird jede Viertelstunde abgelöst. Der Marsch will kein Ende nehmen. Es geht fast nichts mehr und es geht doch. Endlich „Halt“ für heute.

### **Schnee, viel Marschieren, Flöhe, 80 Patronen, elender Fraß**

Wir sind beim Ort *Kaukern*<sup>14</sup> untergebracht. Die Feldküchen sind noch nicht da. Ich bin wundgelaufen, wechsle die Socken. Wir sind nass, schwitzen und frieren zugleich. Das Stroh in der Scheune ist feucht, wahrscheinlich vom herein gewehten Pulverschnee. Ich buddle mich ins Stroh, friere aber doch. Endlich – die Feldküche ist da. Jeder bekommt einen Kochgeschirrdeckel voll Essen. Wenig, aber es wärmt. Dann krieche ich wieder ins Stroh, recht tief hinein. Aber was hilft das? Wir frieren. Man schläft, wacht auf, man dusselt, wacht. Um 7 Uhr wird geweckt. Wie ich zur Feldküche komme, ist kein Kaffee mehr da. Ich versuche, umhergehend, mich warm zu kriegen. Der Marsch geht weiter. Wir Landser haben keine Ahnung, wohin. Erst marschieren wir auf einer Chaussee, dann geht es auf Feldwegen weiter. Am nächsten Tag war es nicht so beschwerlich und der Marsch nicht zu lang. Und wir kommen in einem guten warmen Quartier, in einem Bauernhof,<sup>15</sup> unter. Nette, freundliche Leute. Wir bekommen Wurst, Brot und Kaffee von ihnen. Heute Nacht muss ich zweimal eine Stunde lang Posten schieben, draußen am Eingang des Bauernhofs. Eine klare, kalte Winternacht. Wir müssen nicht sehr weit hinter der Front sein, denn man hört von dort vereinzelt Gewehr- und Geschützfeuer. Wir sind übrigens im Haus des Bürgermeisters einquartiert. Die Bürgermeisterin versorgt uns am andern Mor-

gen mit Wurstbrot und Milch. Mir kocht sie aus meinem Kaffeemehl einen Kaffee für die Feldflasche. Um halb 10 Uhr wird weiter marschiert. Weiter geht es durch die eintönige Winterlandschaft, vorbei an einsamen Höfen, durch kleine Ortschaften, endlos. Mittags, kleine Marschpause, das Gepäck wird abgehängt. Dann geht es weiter. Gegen Abend endlich wird in der Nähe einer Landstraße, hinter Feldscheunen Halt gemacht. Die Feldküche ist diesmal da, aber wir kriegen einen elenden Fraß. Und jeder 80 Patronen! Es scheint also langsam ernst zu werden. Auf einmal stimmt einer das Lied an „Weh, dass wir scheiden müssen“. Es passt in diese trübe Winterabendstimmung. In der Nähe ist eine größere Ortschaft. Der Marsch wird fortgesetzt. Bald zweigt die „Zweite“ links ab. Nach einer Stunde haben wir unser Quartier erreicht. Inzwischen ist es auch Nacht geworden. Wir warten und warten. Das scheint bei uns in der Zweiten so Übung zu werden. Wenn die anderen drei Kompanien längst untergebracht sind, wartet unsere, die Zweite“, noch. Ein Teil der Häuser in dieser Gegend sind ausgebrannt. Wohl deshalb dauert die Quartiersuche so lange. Endlich werden wir mit 25 Mann in einen einzigen Raum gepfercht. Die frühere Zweckbestimmung des Raums ist nicht mehr zu erkennen. In dem Raum hätte man normalerweise vielleicht drei Mann untergebracht. Der Boden ist mit Stroh belegt, und bald stellen wir fest, dass er außerdem von lebhaften Flöhen belebt ist. Aha, wir sind ja im Osten. Wir sind hier in Reserve, außer uns noch die Dritte. Die Erste und Vierte sind vorne im Graben. *Drostwalde* soll das Gut heißen, zu dem diese Häuschen gehören. Wir müssen ständig unser Gepäck umgeschnallt lassen. Es ist beißend kalt. Und nun setzt auch noch ein richtiger Schneesturm ein. Das haut anders hin wie bei uns daheim. Man erzählt, die „Erste“ habe in der ersten Nacht schon einen Gefangenen gemacht. Der wird wohl übergelaufen sein. Vorne ist es ruhig.

### **Hat sich da einer aus Versehen oder absichtlich in den Fuß geschossen?**

7. Februar – Sonntag. Durchaus ruhig. Am Nachmittag empfangen wir Sanitäter Verbandszeug, denn heute Abend sollen die beiden Kompanien, die vorne an der Front liegen, abgelöst werden. Ein Kamerad von der „Zweiten“ hat sich, während er auf Wache war, in den Fuß geschossen. Er redet sich heraus, ein Schluss sei ihm bei der Ablösung losgegangen.

Nun sind wir vorne. Links und rechts von einem Bauernhof zieht sich die vorderste Stellung hin. Wir Sanitäter sind in

einem Haus untergebracht. Im Graben muss ständig Schnee geschippt werden, denn der Sturm weht den Graben sogleich wieder zu.

### **Post von daheim**

Hurra! Die erste Post. Für mich ist ein Päckle aus *Achern* dabei. Es stammt von *Charlotte Kurz*, mit der ich vor einem Jahr in der Tanzstunde war. Die in meinem Päckchen enthaltenen Zigaretten rauchen wir gemeinsam. In der ersten Nacht ist es still. Unsere Leute haben den Befehl, nicht zu schießen. Trotzdem fällt hin und wieder ein Schuss. Unsere Artillerie macht sich bemerkbar. Der Russe<sup>16</sup> gibt kaum Antwort. Vor drei Tagen allerdings, so hören wir, sei eine russische Granate in einen Schuppen des Hofs geschlagen und es habe zwei Tote gegeben, die hinter dem Haus begraben worden seien. Unsere Artillerie funkt immer stärker. Ein Mann der „Zweiten“ hat sich beim Schneeschaufeln einen Leistenbruch zugezogen. Ich muss ihn nach eingetretener Dunkelheit nach *Drostwalde* bringen. Bei der mühsamen Rückkehr von vorne höre ich links und rechts die Abschüsse unserer Batterien. Ein schweres Geschütz liegt im Straßengraben. Man ist gerade dabei, es wieder auf die Räder zu stellen. Plötzlich werde ich von einem Posten angerufen, der die Parole hören will. „Großherzog Friedrich“ sage ich und dann Aug in Aug mit dem „Fremden“, sage ich, ihn erkennend: „Herrje, du bist’s ja, der Gust“: Es ist *August Schmiederer*. von der „Dritten“, die rechts von uns liegt. Und dann bin ich wieder in unserer Stellung.

### **Unsere Batterien funken, was aus den Rohren geht; brennende Dörfer**

9. Februar. In der Nacht geht der Tanz los. Unsere Batterien funken, was aus den Rohren geht. Beim Morgengrauen wird gegen die russischen Stellungen geschossen. Beim Vorwärtsspringen zeigt sich: Sie sind verlassen. Dann sehe ich den ersten Kriegstoten, dann Russenpferde, die es erwischt hat. Wir stoßen auf keinen Widerstand. Dagegen soll das Zweite Bataillon sechs Tote und neun Verwundete haben. Wir rücken nach. Im nächsten Dorf bekommen wir etwas zu essen. Dann geht es weiter bis zum nächsten Dorf. Dort übernachten wir.

10. Februar. Bei Tagesgrauen weiter in Richtung *Pillkallen*<sup>17</sup>. Gegen Mittag stoßen wir auf den Russen. Unsere Trompeten blasen das Sturmsignal (Kartoffelsuppe ...!)<sup>18</sup>. Der Russe haut ab. Im Schnee liegt ein schwer verletzter schlitzäugiger Soldat, offenbar ein Mongole. Bauchschuss. Ich kann ihm nicht hel-

fen, denn unsere Kompanie stößt weiter vor. Nun erblicken wir im weiten Umkreis brennende Gehöfte und Dörfer. ... Wir müssen mühsam über Äcker vorrücken und sind darüber wütend, dass wir die weniger anstrengende nahe Chaussee der nachstoßenden Artillerie überlassen müssen. Die Geschütze protzen auf der Straße ab und funken den Russen nach. Wir zucken hin und wieder ordentlich zusammen. Am Abend nähern wir uns dem brennenden *Stallupönen*. Auf den Feldern links und rechts der Straße irren herrenlose Fohlen und herrenloses Jungvieh herum. Die „Zweite“ nimmt sich zwei Kälber mit, die der Feldküche zu gute kommen sollen. In der Stadt werden, so wird erzählt, noch Russen geschnappt, die zu den Brandkommandos gehört haben sollen. Major *Seiler* lässt ein paar von ihnen erschießen. Sein Ausspruch: „Die Letzten beißen die Hunde!“ Ist das der Krieg?

### **Kampf gegen russische Soldaten**

11. Februar 1915. Marschieren, marschieren, den ganzen Tag. Unsere Feldküche ist nirgends zu erblicken. Es ist bitterkalt, die Flüssigkeit in der Feldflasche gefriert. Am Abend am Rande eines Dorfes. Kompanie um Kompanie rückt in Quartiere ein. Wir stehen immer noch. Endlich landen wir in einem Strohschuppen. Noch keine Feldküche. In der Nacht geht die Parole um, die eiserne Portion dürfe angebrochen werden. Wir haben ohnedies schon das Zwiebacksäckle angebrochen. Dann wird die Parole widerrufen. Nachts wird mir mit einem Mal so kalt. Kein Wunder: ich bin auf Schnee gelegen.

12. Februar. Wieder geht es weiter, endlos, mit hungrigem Magen, durstig. Die Darmerkrankungen nehmen zu. Unser „Alter“ ist rücksichtslos. Der reitet auf die „Ausgetretenen“ zu. Die haben keine Zeit, sich den Hintern zu putzen, geschweige denn, die Hosen wieder zuzuknüpfen, was ohnedies bei dem schlecht aufzuknöpfenden Mantel, Koppel und Patronentaschen und steifen Fingern eine schwierige Angelegenheit ist. Und der Alte treibt die armen Kerle auf seinem Fuchs sitzend, die lederne Reitpeitsche drohend schwingend im Laufschrift wieder ins Glied. Der trug den Namen „Teuffel“ nicht umsonst. Gegen Abend kurzes Gefecht, danach miserables Quartier. Von Verpflegung und Feldküche keine Spur.

13. Februar. Durch die *Rominter Heide*<sup>19</sup>. Das Marschieren nimmt kein Ende. Hunger und Durst. Mancher zieht sich vor lauter Durst eine Hand voll mit Schnee von einem Kiefernast. Der „Alte“ darf das allerdings nicht sehen, sonst ist richtig der Teufel los.

Auch bei mir fängt der Durchfall an. Das kann ja schön werden. Man sagt uns, wir seien an der russischen Grenze. Es wird Nacht. Es geht bergauf, bergab ab. Wir hören Hundebellen. Also scheinen wir uns einer Ortschaft zu nähern. Eine Anhöhe hinauf, und dann folgt wieder das übliche Warten auf ein Quartier. Dann aber klappt es doch noch. Etwa ein halber Zug liegt mit uns in unserer Stube, in der ein Kachelofen brennt. Einer liegt dicht am anderen. Eine unangenehme Sache, besonders dann, wenn immer wieder einer einfach mal austreten muss. Wir bekommen ordentlich zu essen.

### **Brot, endlich Brot, aber es schmeckt trotz Hunger doch nicht**

Am anderen Morgen mache ich einen kurzen Gang durchs Dorf, sehe aus einem Haus Landser herauskommen, die Brotlaibe, große runde, unterm Arm tragen. Ich erkundige mich. Ja, da drinnen sei eine Alte, die stehe in einem Kellerloch und gebe Brote heraus. Brot, ja, das fehlt uns noch, das haben wir schon seit Tagen nicht mehr gesehen. Schon bin ich drinnen und stehe an. Dann habe auch ich meinen Laib Brot, drücke der Alten 50 in die Hand – sie soll nicht sagen können, alle Deutschen seien ... – Ich gehe schnurstracks mit meiner Errungenschaft ins Quartier. „Mensch, Max, wo hast du das her?“ Im Nu war der Laib geteilt, aber schon spuckten die ersten. Sie guckten mich an, ich gucke sie an. Ich beiße mein Brot an. „Pfui Deiwel“. Es schmeckt ganz gemein nach Petroleum. Wir schneiden die Rinde weg, der Geschmack geht tief hinein. Mit Todesverachtung wird zuletzt das Innere des Brotes hinuntergewürgt, mit dem Erfolg, dass ich den ganzen Tag den Petroleumgeschmack nicht mehr los werde.

Gerade habe ich mein Kochgeschirr mit einem Stück Rindfleisch im Ofen stehen, da kommt der Befehl: Fertig machen! Und das Rindfleisch ist nur halb gekocht. Wasser, oder besser gesagt Fleischbrühe ausgeschüttet, um wenigstens das Fleisch zu retten.

### **Wir brauchen Fleisch, die Bäuerin aber ihre Kuh**

Gestern Abend war ich Zeuge eines Auftritts, der so recht die Härten und die eben doch manchmal nicht vermeidbaren Gewaltmaßnahmen in einem Krieg zeigt. Eine Frau zeterte mit Offizieren und einem Feldwebel herum. Objekt des Streits war eine Kuh, die von einem Landser am Strick gehalten wurde. Die Alte wollte ihre Kuh behalten. Wir aber brauchten Fleisch. Der Frau wurde klargemacht, sie bekomme die Kuh bezahlt. Ob das die Frau getröstet hat? Ich bezweifle das.

14. Februar. Das Bataillon ist auf dem Weitermarsch, stundenlang, bergauf, bergab. Das Petroleumbrot stößt immer noch auf. Wird gerastet, so setzt man sich auf den Tornister und schläft ein. Aber es sind ja nur Minuten, dann geht es weiter, die Offiziere treiben. Es wird Abend. Zur Linken einige Hügel, darauf Reiter, die mit dem Fernglas das Gelände absuchen. Vorne rechts ein paar Häuser. Die „Erste“ sucht die Häuser ab. Wir, d.h. die „Zweite“, schwärmt als Marschsicherung aus. Links und rechts der Straße von *Filipo* nach *Suwalki*<sup>20</sup>. Am rechten Straßenrand stehen Telegrafentelegraphenmasten. An einem ist eine Kuh angebunden. Eine unserer Reiterpatrouillen überholt uns. Einer ruft: „Ist da vorne was los?“ „Aufpassen!“, rufe ich. Im gleichen Augenblick bindet der Bursche unseres Alten die Kuh los. Der Alte hat sein Schlachtross wieder bestiegen, lässt den Zweiten und Dritten Zug sammeln, hält die Marschsicherung durch den Ersten Zug für genügend. Da geht es los.

### **Nahkampf**

Feuer aus ein paar Maschinengewehren, und zwar aus nächster Entfernung. Was von der Reiterpatrouille nicht abgeschossen ist, jagt im Galopp wieder zurück, auch reiterlose Pferde flüchten. Wir werfen uns in den Schnee. Merken jetzt erst, dass der mehr Matsch ist als Schnee, merken allerdings auch, dass wir verschwitzt und nass sind. Zunächst einmal macht man sich so platt wie es irgend geht. Wenn der „Russki“ etwas aussetzt, ballern wir los. Ich denke nicht daran, dass ich Krankenträger bin. Ich hab ja ein Gewehr und Munition. Die oder wir. Insofern habe ich Glück, als ich durch den allerdings nur flachen Graben neben der Straße etwas gedeckt bin. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn Maschinengewehre so nah auf einen los hämmern. Und trotz allem übermannt uns fast die Müdigkeit. Ein Melder wird nach hinten geschickt, weil unsere Artillerie, die uns beistehen will, die Schrapnells über unsere Köpfe setzt. Die Schützenlinie wird nach beiden Seiten verlängert. Es gibt Verwundete. Ich stelle mich noch recht ungeschickt an. Aber es ist auch das erste Mal, dass wir so recht in feindliche MGs hineingelaufen sind. Dann die Müdigkeit, der Schlaf, die Kälte, die Nässe. Es ist mir, als ob ich durch und durch, körperlich und seelisch, eingefroren und unbeweglich wäre, unfähig zu denken, unfähig etwas Rechtes zu tun. Ich muss mich in einem Halbschlaf befunden haben. ... Es wurde Morgen. Und als ob das Licht mich wieder zum Leben erweckt hätte, sehe ich nun Kameraden um mich, Ausrüstungsgegenstände, liegen gelassen von den Verwundeten, den Toten entfallen, im Gelände zerstreut,



ein Pferd mit einem zerschossenen Fuß steht reglos, weil es auf drei Beinen sich nicht mehr bewegen kann. Etwa 50 m vor uns links und rechts der Straße finden wir im Graben die Patronenhülsen der Russen. Die Krankenträger der Zweiten müssen unsere Toten begraben, darunter jenen *Schorsch*, dem sie auf der Fahrt nach Ostpreußen geraten hatten: „Schorsch, blieb do!“. Wir legen unsere Tornister zusammen und tragen die toten Kameraden zusammen. Mittlerweile hat die Infanterie den Weitermarsch in Richtung *Suwalki* angetreten. Als ich meinen Tornister suche, muss ich feststellen, dass er bis auf eine von ostpreussischen Mäusen zerfressene Unterhose geleert ist. Vielleicht hat einer den Tornister für den eines Toten gehalten.

### **Tote sind im gefrorenen Boden kaum zu begraben; sie bekommen Kreuze aus Zaunlatten**

Das Begraben wurde eine schwierige Angelegenheit. Der Boden, ein von runden Kissen durchsetzter, feuchter Sandboden, war tief gefroren und hart wie Beton. Sogar unsere schweren Pickel vermochten fast nichts auszurichten. An den Händen gibt es Blasen, ich bin kraftlos, von Durchfall und Hunger geschwächt. Unser famoser Unteroffizier *Dornheim* bringt es fertig, eine Büchse Fleisch vor unseren Augen allein aufzuesen. Kein Mensch außer ihm hat noch etwas zu essen.

Wir haben die Gräber ausgehoben. Nicht sehr tief. Drüben bei den Häusern holen wir ein paar Zaunlatten. Sie klopfen wir zu Kreuzen zusammen. Mit Tintenschreibern schreiben wir *mühsam die Namen unserer toten Kameraden und das Datum ihres Todes darauf. Still beten wir ein Vaterunser*. Und nun will unser *Dornheim* weiter. Nun mucken wir auf. Der Kerl hat den ganzen Tag nichts getan, hat sich gestärkt und spielt jetzt den starken Mann. Wir stellen ihm frei, alleine zu gehen. Aber dazu fehlt ihm doch der nötige Schneid. Wohl oder übel muss er nun mit uns kommen. Und wir suchen nun in den paar Panjehäuschen drüben über der Straße nach einem Unterkommen. Das haben wir sehr rasch gefunden, und nun kommt der zweite Teil: wir müssen etwas zu futtern finden und uns dann wärmen und schlafen. Auch das hat noch geklappt. In einem Nachbarhaus haben wir Kartoffeln bekommen: Mithilfe von geschmolzenem Schnee sieden wir die Kartoffeln. Der mit Torf geheizte Ofen gab uns die ersehnte Wärme. Von unserem *Dornheim* nahmen wir kaum Notiz. Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Ein paar kalte gekochte Kartoffeln wurden in den Brotbeutel gesteckt, und nun rücken wir in Richtung *Suwalki* nach. Entlang der Straße rückte Artillerie und Nachschub vor. Wir hel-

fen eine Telefonleitung zu legen. Dafür bekommt jeder ein Stück Brot und Speck. Hei, wie das schmeckte. Besser wie in guten Tagen ein Stück Kuchen. Nach einigem Herumfragen finden wir unsere Kompanie. Vorher hatten wir in einer Bäckerei, allerdings nach langem, langem Warten, einen Laib Weißbrot und feinen, süßen russischen Tee bekommen. Der Bäcker, ein Jud, hat kein schlechtes Geschäft gemacht, wenn jeder so anständig zahlte wie wir. Eine Tochter bediente. Sie konnte sogar ganz ordentlich Deutsch. Die Kompanie selbst war in einer der russischen Kasernen untergebracht. Neu für uns waren die vergoldeten Kuppeln der russisch-orthodoxen Kirchen. In den Straßen der Stadt: tiefer Dreck.

### **Trübe Februartage mit Dauerdurchfall, russischen Gefangenentrupps, Gottesdienst. Keine Post aus der Heimat.**

17. Februar 1915. Aschermittwoch. Weitermarsch in Richtung *Augustow*<sup>21</sup>. Es ist wärmer geworden. Die Wege etwas aufgetaut. Vor uns ist eine Brücke gesprengt. Wir werden in einem kleinen Ort einquartiert. Diesmal haben wir warm in einer Scheune geschlafen. Wieder jeden Tag Marsch, aber ohne Gefechtsberührung mit den Russen. Hin und wieder Gefangenentrupps. Auch eigene Soldaten, müde, ungewaschen, unrasiert, abgerissen, mager, mit großen Augen, aus denen das Erleben der letzten Tage zu lesen ist. Sehe ich auch so aus?

19. Februar. In *Augustów*. Hier sieht es recht nach Krieg aus, Spuren des Kampfes, Kriegsbeute, Munitionswagen, Gewehre, eine Masse gefangener Russen, gesprengte Brücken. Zwei andere Korps sollen hier gekämpft haben. Der Marsch geht weiter. ... Die Gegend wird sumpfig.

20. Februar. Gewehrrappell, Stiefelappell. Nun sind auch diese Dinge wieder in Ordnung. Nach vielem Hin und Her warmes Lager in einem Hausgang. Tagsüber in warmer Küche. Immer noch keine Post. Furchtbarer Durchfall, Schmerzen. Was ich esse, geht gleich wieder unverdaut ab. Ich lasse mir darum Opiumtropfen geben. Wir sind im Ort *Osowigrund*<sup>22</sup>.

21. Februar. Wir waschen uns. Ist das eine Wohltat! Man spricht davon, dass wir morgen verladen werden sollen. Heute ist Sonntag, erster Fastensonntag. Um ein halb 10 Uhr ist Feldgottesdienst. Ein junger protestantischer Theologe hält ihn. Was er sagt, packt mich. Trübseliges Wetter, es regnet. Der Durchfall wühlte in meinen Gedärmen. Ich denke an daheim.

Am Nachmittag plötzlich Alarm. „Fertig machen, antreten!“. Wir rücken wieder ab. Da vorne war es ordentlich mulmig. Der Russe wehrte sich, als von unserer Seite versucht wird,

über den Fluss *Bohr* zu kommen. Das war wieder ein Marsch. Die Wege weichen auf. Ein Kompanieführer lässt beim Major um eine kurze Rast bitten. Doch es geht ohne Erbarmen weiter. Es ist schon tief in der Nacht. Endlich einmal Rast, nur kurz. Tief in der Nacht erreichen wir *Raygrad*<sup>23</sup>. In einem Bürgerhaus mit einem großen Kachelofen komme ich unter.

22. Februar. Es ist noch Nacht. Ich helfe drunten am See Wasser holen für die Feldküche. Rutsche mit meinen beiden Eimern auf dem ziemlich steil aufsteigenden Weg aus. Platsch, meine Hose ist auf einer Seite nass. Ich spüre es bis auf die Haut. Wir marschieren weiter. Gegen Nachmittag kommen wir nach *Grajewo*<sup>24</sup>. Nach drei Wochen hören wir endlich wieder einmal eine Lokomotive pfeifen. Gibt es das noch? Schon geht das Gerücht um: „Wir werden verladen!“ Aber stattdessen werden wir in einer Schule untergebracht. Wieder keine Feldküche und vor allem kein Brot. Der Hauptmann *Krapp* von der Vierten hat in einer Bäckerei Brot für seine Kompanie backen lassen. Das passiert bei uns nicht. Aber es gibt unter uns tüchtige Leute, die finden das Proviant-Amt, sie kommen mit dicken Bockwürsten unter dem Mantel wieder bei uns an. Sie sind Kameraden, und jeder von uns bekommt ein ganz gehöriges Stück davon ab. Und in der allerhöchsten Not ist man Wurst auch ohne Brot! Später ist dann sogar noch die Feldküche eingetroffen.

### Überraschend treffe ich einen Acherner

23. Februar. Es geht schon wieder auf Wanderschaft. Unterwegs wird einmal gerastet. Die Kompanien liegen nebeneinander. Ich gehe zu *Friedel* hinüber (in der Vierten). Wir tauschen. Ich bekomme Brot von ihm, er Wurst von mir. So ist beiden geholfen. Quartier in *Loyki*<sup>25</sup>. Unser Zug muss über einem Stall unterkommen. Über eine Wagenleiter geht es durch ein Mausloch hinein, Tornister und Gewehr voraus, wir robben dann nach. Wir nennen diese Bleibe den „Taubenschlag“. Unter uns armdicke Kiefernstangen, bedeckt mit etwas Stroh. In der Nacht kommt es mehrmals vor, dass Leute durchbrechen, aber zwischen den Stangen hängen bleiben. Einer kugelt sich dabei den Oberarm aus.

24. Februar. Wir bleiben bis zum Nachmittag. Am späten Nachmittag geht es in Stellung, einmal an einem brennenden Haus vorbei. Durch einen breiten Waldstreifen, sumpfiges Gelände und dann in einen Graben. Wir liegen vor der *Narew-Festung Ossowiez*. Sand, ein paar junge Kiefern, vor uns steigt das Gelände leicht an, hinter uns ist es eben, Sumpf. Dahinter

der Wald, in dem die Artillerie steht. Sie bekommt ab und zu Beschuss aus der Festung. Wir legen vor dem Graben sogenannte *Wolfsgruben* an und bauen leichte Unterstände für uns. Unsere Deckung besteht aus Kieferästen und Sand. Wenn die Mörser abschießen, rutscht der Sand auf uns herunter. Kochgeschirr, Feldflaschenverschluss, leider auch Gewehr und Seitengewehr bekommen vom Sand ab. Mit der Verpflegung hapert es immer noch. Vor dem Graben liegen geleerte Fleischbüchsen. Am Vorabend, am zweiten Tag, geht der Alte durch den Graben. Er sieht die Büchsen. „Jeder zeigt mir seine eiserne Ration vor!“ Er hat nicht viel zu sehen bekommen. „Bande“, schimpft er. „Heute Nacht kommt dafür die Feldküche nicht“, droht er an. „Ich werde mir die Herrschaften schon kaufen!“, schimpft er. Naja, die Feldküche ist dann doch gekommen, und es hat uns trotzdem geschmeckt.

Einmal in einer dieser Nächte gab es bei uns eine Schießerei. Eine Patrouille der Vierten, die rechts vor uns lag, ist auf den *Russki* gestoßen, wurde von diesem verfolgt und als die Russen in unseren Schussbereich kamen, gingen die Gewehre der Vierten los, danach auch die unsrigen. Zuerst wurde noch „Aufpflanzen“ und „Entladen“ befohlen. Aber ans Entladen dachte niemand. Neben mir will ein Kamerad aufpflanzen. Der Sand in den Rillen bereitet ihm Schwierigkeiten. Er stößt das Gewehr, den Daumen über der Mündung, auf den Boden. Der Schuss geht los, der Daumen ist weg. Später habe ich diesen Kameraden in *Schierke* im *Harz* im Lazarett wiedergesehen.

### **Ein Russenflieger kreist über uns**

Nach etwa vier Tagen wurden wir wieder abgelöst, schliefen im Wald in Erdhütten, die trocken und warm waren. Bei Tagesanbruch räumten wir unsere Hütten. Die Kompanien lagerten sich ein paar 100m hinter dem Wald. Gegen Mittag kreist ein Russenflieger über dem Wald. Einer unserer Leutnants hat eine gute Nase, lässt uns ein paar 100m nach rechts wechseln. Das war unser Glück. Dorthin, wo wir vorher lagerten, setzten die Russen ein paar „Kohlenkasten“.

Die Sonne scheint schon etwas wärmer und das freut uns. Noch mehr aber freuen wir uns, dass wir nun zum ersten Mal Löhnung bekommen und das gleich für ein paar Dekaden. Und wir freuen uns, dass da ein Marketender ist, der in seinem Planwagen allerhand Schätze hat, die er verkaufen möchte. Wieder einmal wünschen wir unseren Alten zum Kuckuck. Während der Hauptmann der „Vierten“ gleich im Großen einkauft, denn es fehlt dem Marketender an Kleingeld, kümmert

sich unser Alter wieder um nichts. Wir stehen da mit großen Scheinen in den Händen und können nichts einkaufen. Und ich hätte doch so gerne Schokolade gekauft, um gegen meinen scheußlichen Durchfall anzugehen. Wir bekommen aus unserer Feldküche warmes Essen. Gegen Abend rücken wir wieder nach unserem *Loyki* ab, beziehen dort unseren Taubenschlag wie ehemals. Am andern Tag geht's wieder weiter, südwärts. Ich bin kein Mensch mehr. Mein Durchfall wird immer gemeiner. Wenn ich nur die Hand an den Hosenträger lege, um sie los zu knüpfen, ist es schon zu spät. Alles geht in die Hose. Ich bin schon einige Tage ohne Unterhose. Einige habe ich verloren, als vor Tagen mein Tornister „ausgepackt“ worden ist, während wir unsere Toten zusammenholten. Die von Mäusen angefressene Unterhose und jene, die ich noch auf dem Leib getragen habe, musste ich wegwerfen, weil eine Gelegenheit, sie zu waschen, nicht gegeben war. Ich war durch den ewigen Durchfall müde und schlapp geworden und wollte mich doch nicht krank melden. Es war zum Verzweifeln. In solchem Zustand war ich noch, als wir etwa um den 9. März herum vor der Ortschaft *Vidinje* (in der Gegend von *Homska*), eingesetzt wurden.

### März 1915 Kampf Mann gegen Mann

7. März. In der Nacht heißt es auf einmal: „Fertig machen“. Wir werden abgelöst. Um 4 Uhr morgens soll die Ablösung vor sich gehen. Schon ist der Reservezug, bei dem ich bin, beim Abrücken. Da geht der Zauber los. Die Führung des Zugs klappt nicht. Es heißt gleichzeitig: „Hierbleiben“ und „Nix wie raus aus dem Nest!“.

Und wie es zu gehen pflegt, wenn die feste Hand fehlt, die paar Gruppen der Zweiten, die nun schon mal am Abrücken waren, ließen sich nicht mehr halten. Am Ortsausgang funkte dann der Russe noch ein paar Granaten in das verbliebene Häuflein. Und wir atmeten erleichtert auf, als wir aus dem Bereich von *Vidinje* heraus und unbeschossen weiter stolperten, denn es war ja noch Nacht. In der nächsten Ortschaft kamen wir erschöpft an. Später kam auch noch der Rest der Kompanie. Von dem hörten wir dann, was sich in der Stellung abgespielt hatte. In die Ablösung hinein hagelte gerade der russische Angriff. Wir waren in das Sperrfeuer geraten. Der Russe war so überraschend gekommen, dass er zunächst in die Stellung eindringen konnte. Dort aber traf er nun sowohl auf die abzulösenden als auch die ablösenden Kompanien, die sich wie die Berserker zur Wehr setzten.

### Unser „Alter“ stirbt im Nahkampf durch einen Bayonettstich im Graben

Unser Alter, der Oberleutnant *Freiherr von Teuffel* fiel im Kampf durch einen russischen Bajonettstich. Ein Kamerad aus der Zweiten, *König* hieß er, sprang auf den Grabenrand und haute mit seinem Gewehrkolben auf die Russen ein. Dieser *König* war ein schmächtiger, ja rappeldürrer Kerl, dem kein Mensch so etwas zugetraut hätte. Der Russe wurde wieder aus der Stellung hinausgeworfen. Einige Verluste hat es natürlich gegeben. Dadurch dass der Alte gefallen war, kam unser Zugführer auch um den Anpfiff, weil er mit seinem Haufen beim Einsetzen des Angriffs abhaute. Nach einigen Stunden Ruhe ging dann diese endlose Marschiererei wieder los. Wieder südwärts. Das Wetter ist einigermaßen passabel. Es ist mir inzwischen auch gelungen, etwas Schokolade zu bekommen, einmal auch einen Wasserkakao. Sogar ein paar Unterhosen habe ich wieder. Die Welt sieht trotz Krieg wieder etwas freundlicher aus. Auf unserem Marsch nach Süden, Abschnitt *Ostroleka*, kommen wir über *Kolno*.

Mitte März. Das Wetter ist wieder unfreundlicher geworden.

15. März. Major *Seiler* verabschiedet sich von uns und erklärt, er müsse uns kompanieweise an andere Einheiten zur Verstärkung abgeben, weil hier mit russischen Angriffen zu rechnen sei.

### Viele Opfer

16. März: Die Zweite kommt zunächst als Reserve in ein Wäldchen, das von Artillerie belegt ist. Sie ist alarmbereit zu halten. Die Artilleristen sind nette Kerle. Da wir nun schon seit sechs Wochen keine Haarschere und Rasiermesser mehr gesehen haben, ist beim Batteriefriseur großer Andrang. Der arbeitet zunächst nur mit seiner Haarschneidemaschine: Er macht Halbmillimeter-Schnitte und beseitigt unsere angehenden Vollbärte. Gerade soll ich als nächstes Opfer unter das Schermesser können, da: Alarm! Ich soll wohl meinen Vollbart nicht loswerden. Die Kompanie steht rasch. Rasch wird uns das Nötigste gesagt. Weiter vorn greift der Russe wieder an. Die Kompanie muss in Reihen rechtsum aufgelockert über einen zugefrorenen Sumpfweg vorrücken, auf ein Wäldchen zu, in dem das hier so übliche russische *Panjehaus*, ein aus gehauenen Baumstämmen erstelltes Haus und ein Nebengebäude, wohl Stall und Scheune, zu sehen sind. Die Russen legen ein gemeinsames Infanterie- und MG-Feuer hin. Schon beim Vorgehen gibt es dadurch Verluste. Wir dringen in das Wäldchen ein und sehen dann schon so einiges von der Bescherung. Viele der

151er sind in Löcher gekrochen, von denen wir nicht annehmen können, dass sie zu ihrer Stellung gehören. Die wollen uns wohl den Vortritt lassen. Ein Feuer! Naja. Schon beim Ausschwärmen mussten wir ein paar Mal runter. Einmal tut es kurz einen kleinen Ruck an meinem Tornister. Ich achte nicht weiter darauf. Ich mache einen Sprung! Dann klatscht es an den Griff meines Seitengewehrs. Da gucke ich doch schnell links herunter. Aha, diese Bienen stechen wohl. Von den Kiefern des lichten Wäldchens fallen fast wie einzelne große Schneeflocken abgeschossene Zweige. Und nun sind wir am jenseitigen Rand des Wäldchens. Runter, den Kopf in den Dreck, denn hier ist es wirklich gefährlich. Dazu zischt es und zwitschert es ganz gemein. Von unserer Seite tut sich aber auch etwas. Es gibt weitere Verluste bei uns.

Ich krieche von einem zum anderen und verbinde. Immer wieder stöhnt einer auf, den es getroffen hat. Einer muss aus der Feuerlinie getragen werden. Ein Kamerad hilft mir. In einer Zeltbahn tragen wir ihn zurück.

### **Heimatschuss: Heißer Stich in meiner linken Wade**

Da ein kurzer, heißer Stich in meine linken Wade, dann läuft etwas warm im Stiefel abwärts. So, nun hat mich auch eine erwischt. Unsere Kameraden bringen wir in das Panjehaus im Wäldchen. Dort sitzen schon ein paar Angeschossene unter den Leuten vom dritten Zug, der noch in Bereitschaft gehalten wird. In einem kleinen Raum neben der Stube ziehe ich mir den Stiefel aus und stelle ihn vor mich hin. Ich streife die Hose herauf und sehe, dass der Schuss glatt durch die Wade gegangen ist. Ein richtiggehender „Heimatschuss“. Während ich den Schaden mit meinem Verbandspäckchen verbinde, macht es klatsch-klatsch und mein Stiefel fällt um. Hat doch so ein Biest von Infanteriegeschoss die Holzwand des Hauses und danach das Stiefelrohr durchschlagen und ist dann in der Trennwand zwischen Kammer und Stube stecken geblieben. Also ist es auch in dieser Kammer nicht mehr geheuer, somit: „Raus!“

**Ein langer Weg von der Front über *Ortelsburg* und *Schierke* (*Wernigerode im Harz*) zurück in die Heimat.**

**Unterbrechung der Heimreise für mich durch einen mehrwöchigen Erholungsaufenthalt in einem Kurhotel in *Schierke im Harz*. Dann weiter in die *Leopoldsfeste* in Rastatt mit strengem Dienst. Auf den *Heuberg* auf der *Rauhen Alb* mit erneutem Drill<sup>26</sup>**

Nach dem 16. März 1915. Wir müssen schnellstens von der Front weg. Wie, das müssen wir als Leichtverletzte selbst organisieren. Mit zwei anderen Verletzten, die zwar wie ich verwundet, aber noch einigermaßen gehfähig sind, verlassen wir fluchtartig das Haus. Wir stützen uns gegenseitig beim Gehen. Das Infanteriefeuer hat etwas nachgelassen. Hin und wieder surrt so eine gefährliche „Biene“ an uns vorbei.

Ein Futterwagen der schweren Artillerie nimmt mich und einen anderen Kameraden auf. In Heu und Stroh bereiten uns die Fahrer ein weiches, warmes Nest, eine Wagenplane schützt uns vor der Kälte. Wir kommen mit dem Wagen bis *Miteiniz*<sup>27</sup>. Da ist ein Feldlazarett. Das will uns schon gar nicht. Dafür steht schon eine Fuhrparkkolonne bereit, die die nicht gerade schwer Verwundeten nach *Fürstenwalde* über die Grenze nach Ostpreußen bringen soll. Sie tut's. Aber diese Wagen bergen weder Heu noch Stroh. Wir sitzen auf dem harten, kalten Bretterboden. Die Fahrt auf der gefrorenen, holprigen Straße und in dem nicht gefederten Wagen ist eine Qual. Meine Wunde beginnt zu schmerzen. Es ist Abend, als wir in *Fürstenwalde* ankommen. In der Schule ist das Feldlazarett untergebracht. Autos mit Verwundeten treffen ein, andere fahren wieder ab. Wir bleiben zunächst hier und werden abgefüttert. Und ob es schmeckt! Wir sind ja ausgehungert und da schmeckt alles. Hier esse ich zum ersten Mal in meinem Leben Schweinefett als Brotbelag. Und da haben wir früher die Schmalz fressenden Preußen verunglimpft, um nun feststellen zu müssen, dass ein Schmalzbrot mit Salz eigentlich ganz gut schmeckt.

### **Im Lazarett – ein Franziskaner aus Sigmaringen besucht mich**

Der Feldgeistliche des Lazaretts kommt. Süddeutsche seien wir? Badenser? Er sei aus dem Franziskanerkloster in *Gorheim bei Sigmaringen*<sup>28</sup>. Wir unterhalten uns ganz gut. Gegen 10 Uhr nachts, ein paar von uns schlafen schon, müssen wir uns zur Weiterfahrt nach *Ortelsburg* fertigmachen. Draußen warten schon die Lastautos auf uns in der Winternacht. Die Fahrer leuchten mit Sturmlaternen beim Einsteigen und Hochheben der Kameraden. Nach einigem Warten geht es los ... Hin und wieder stöhnt mal einer, sonst hört man nur das gleichmäßige Arbeiten des Motors und das Gerumpel auf dem Pflaster. Bald darauf hält die Wagenkolonne auf einem freien Platz. Wir sollen absteigen. Es ist verdammt kalt. Wir fragen: „Und jetzt?“ Die Chauffeure zucken mit den Achseln und fahren weg.

Dann erfahren wir, dass wir vor der *Jägerkaserne* abgesetzt worden sind. Was weiter geschehen wird, weiß noch niemand.



Aber wir haben insofern Glück, als ein *Ortelsburger* unter uns ist. Der muss los, um für uns eine Unterkunft zu suchen. Langsam bewegt sich in der Nacht der geisterhafte Zug der sich gegenseitig Stützenden, der müden Gestalten in Richtung Innenstadt. Da leuchten ein paar Fenster. Wir sehen eine Wirtschaft. Wir brauchen Wärme. Also hinein. Drinnen der Wirt und ein paar Spießer. Wir werden nach dem Woher und Wohin gefragt. Wohin? Ja, wenn wir das wüssten. Aber Bratheringe gibt es hier. Der Brathering – das ist für uns Ausgehungerte das kulinarische Erlebnis. Nach einer guten Stunde kommt unser *Ortelsburger* zurück. Nach langem Herumfragen hat er eine Unterkunft für uns gefunden. Wo, sagt der uns noch nicht. Warum der „dumme Kerl“ das zunächst verschwiegen hat, sollten wir merken, als wir vor einem mit hohen Mauern umgebenen Gebäude standen. Unsere Unterkunft war das Gefängnis. Aber das ist uns jetzt so egal. Wir wollen ein Dach über dem Kopf und warm haben. Nun muss noch festgestellt werden, wo im Haus der Locus ist. Endlich wieder einmal eine ruhige Nacht.

### Im Lazarettzug in den Harz ins Kurhotel Schierke

Am Morgen gibt es etwas zu essen. Weniger angenehm empfinden wir die später folgende Musterung der Angekommenen. Nun wird sortiert: „Lazarettzug“, „Sie bleiben hier“, „Der kann gleich wieder zur Truppe“. ... Unten hatte die Musterung begonnen. Der Nachrichtendienst funktionierte fabelhaft. Und schon kommt ein Kamerad zu mir: „Du“, sagt er, „mach mir meinen Verband wieder fest. Mach nur gleich ein paar Binden drum“. Ich sehe, dass das Ohrläppchen etwas abbekommen hat. Geblutet hat es tüchtig. Seinen Wunsch habe ich ihm erfüllt und ihm das Ohr verbunden. Doch der Arzt wollte sehen, was unter den Binden ist und als er es gesehen hat, meinte er nur: „Na, hören Sie mal! Das ist ja gar nichts. Wieder zur Truppe!“

Ich dagegen bekam einen Zettel angehängt: „Lazarettzug“. Ich fühlte mich wie wenn man mir den Himmel in Aussicht gestellt hätte. Mein Corpus hatte es wahrhaftig nötig. Denn ich war ausgehungert, durch den lang währenden Durchfall geschwächt. Immer noch war ich unrasiert, seit Tagen nicht mehr gewaschen. Nach der Entscheidung des Arztes war das Leben wieder lebenswert und die Welt schaute freundlich aus. Nun begann die Fahrt ins Lazarett. Wir fahren und fahren, wurden unterwegs gepflegt, sogar beschenkt. Immer tiefer nach Deutschland hinein brachte uns der Zug. Wir kamen nach *Halle*, nach *Magdeburg*, *Wernigerode*. Dort werden wir in die *Harz-Quer-*

*bahn* verpackt. Unterwegs schmeiße ich meinen zerlumpten, aus allen Fugen gegangenen Mantel aus dem Fenster. Schade dass ich später das lädierte Seitengewehr und auch den durchschossenen Stiefel noch abgeben musste, hatte der doch den zweiten und vierten Schuss aufgefangen. Das Bähnle klettert höher und höher. Auf der viel sagenden Station *Elend* werden wir „ausgebootet“. Wer nicht gut zu Fuß ist, wird in einen Schlitten verladen. Fein ist das. Man packt uns in warme Decken ein, dann beginnt eine schöne Fahrt durch den Harz-Winter.

*Schierke*<sup>29</sup>. Bisher habe ich von der Existenz eines Kurorts dieses Namens nichts gewusst. Und nun werde ich gar Gast im *Kurhotel Schierke* und wohne zusammen mit einem Fahrer aus Norddeutschland in einem nach Süden gehenden, freundlichen Zimmer. Als erstes mussten wir natürlich baden. Die Haare wurden geschnitten. Der sieben Wochen alte Bart wurde abrasiert ... Meine alten Kleider wurden, außer dem Waffenrock, durch neue ersetzt. Nun sahen wir wieder wie Menschen aus. Wir fühlten uns fast wie Kurgäste. Die Wunde heilt tadellos. Aber mein Gesundheitszustand erfordert Erholung und Ruhe. Und das sieht auch der Arzt so. Nach Hause schicke ich Brandbriefe: bitte schickt Fresspakete. Der Appetit meldet sich und hier sind die Portionen zwar zufriedenstellend, aber ich bin ausgehungert. ... Nach und nach kommen die begehrten Fresspakete an. Sie werden freundlich begrüßt.

Man lebt sich ein. Vormittags ist Visite. Wer ausgehen kann, darf nachmittags das Lazarett verlassen und sich den Ort und die Gegend besehen, sich auch schon mal anpfeifen lassen, weil mein soldatischer Gruß an einen vorbeikommenden Offizier nicht zackig genug ausgefallen ist ... Wir fühlen uns als Feldsoldaten und solche affigen „Heimatkämpfer“ können uns mal ...

Die Lebensgeister werden mit jedem Tag wacher.

An Ostern besuche ich den Gottesdienst in der einzigen Kirche des Ortes, der protestantischen. Warum auch nicht. Schließlich haben wir Katholiken und Protestanten ja denselben Herrgott. Am Weißen Sonntag wage ich mit einigen Kameraden den Aufstieg auf den *Brocken*. Dort oben liegt noch tiefer Schnee. Turm und Hotel stecken in dicken Schneeverwehungen. Auf dem Rückweg überholen wir ein paar Mädels. Wir fangen eine Neckerei an. An den groben Späßen und Anzüglichkeiten einiger der Kameraden nehmen die Mädels aber mit Recht Anstoß und verzichten auf unsere Begleitung. Ich habe es ihnen nicht verdenken können.

Eines schönen Tages, so etwa 4–5 Wochen nach der Ankunft in *Schierke*, müssen wir zur Untersuchung. Etliche Kame-

raden und ich sind so weit hergestellt, dass man uns zum „Ersatzhaufen“ schicken kann. Drei Rekonvaleszenten, darunter ich, haben nach *Rastatt* in unsere Heimatkaserne zu fahren. Dumm, das wir direkt nach *Rastatt* und nicht über unsere Heimatorte fahren sollen und nicht dort halten dürfen.

**Rastatt, Heuberg, wieder Rastatt, Karlsruhe-Durlach, Fahrt nach Osten bis Jaroslaw, dann heißt es „Umkehren, ihr werdet an der Westfront eingesetzt“.**

### **Zusammenfassung dieses Berichtsteils durch Gernot Joerger:**

*Ein Hauptmann bestraft die Soldaten in Rastatt mit Urlaubsverbot, weil einige, die schon Urlaub bewilligt bekommen hatten, verspätet zurückgekommen sind. Er, hoch zu Ross, lässt die Soldaten zur Strafe unmäßig exerzieren und marschieren, er will sie – vergeblich – zum Singen zwingen. Nach der Schinderei melden sich viele krank. Der Hauptmann wird für sein Verhalten von seinen Vorgesetzten gerügt.*

*Max Jörger wird schließlich zum Ersatzbataillon des Leib-Gren. Reg. 109 in Karlsruhe-Durlach versetzt. Zunächst ist ein erneuter Einsatz an der Ostfront geplant. Am 21. Juni 1915 fährt der Transportzug in mehreren Tagen bis Jaroslaw in Polen. Max Jörger kann sich die schöne Stadt am Fluss San ansehen, in der sich viel Militär aufhält, u. a. auch österreichische, fein geschniegelte, arrogant auftretende Soldaten tummeln.*

*Überraschend werden die Soldaten dann umdisponiert und an die Westfront beordert. Ab dem 29. Juni 1915 geht es vom Bahnhof Radymno in mehrtägiger Fahrt – von einer Entlausungsaktion unterbrochen – über Krakau, Czenstochau<sup>30</sup>, Frankfurt an der Oder, Berlin, Düsseldorf, Mönchengladbach, Aachen-West, Lüttich nach Mons bis Valenciennes<sup>31</sup>. Dort hat die Eisenbahnfahrt ein Ende. Nach 7 km Marsch nach Escanfour<sup>32</sup> und Thiers. Das Ziel, die Westfront, ist erreicht. Was dort alles ab Juli 1915 geschah, beschrieb Max Jörger in seinen weiteren Notizen.*

### **Anmerkungen**

- 1 Es hat ihn außerdem davor bewahrt, auch noch in den Zweiten Weltkrieg als Soldat ziehen zu müssen.
- 2 *Emma Jörger* geb. *Bruder*, in *Oberachern* in jungen Jahren „Hirschwirts Emma“ genannt.
- 3 Ich bin als sein und seiner Frau *Emma Jörger* fünftes und letztes Kind im Elternhaus in *Achern* am Höhenweg geboren. Zu meiner Geburt im Juni 1940 donnerten aus dem *Achertal*, Erzählungen zufolge, Kanonen gegen Frankreich.
- 4 70 Millionen Soldaten aus 40 Ländern standen unter Waffen, rund 17 Millionen Menschen verloren durch den vier Jahre dauernden Krieg ihr Leben, viel mehr noch wurden verletzt. Viele verloren Hab und Gut.

- 5 Die Großeltern schrieben sich mit oe. Ein Standesbeamter machte aus ihrem Sohn Max ein Jörger. Ich, der Enkel, ließ das oe meines Familiennamens durch eine amtliche Berichtigung wieder herstellen.
- 6 Als Tschako wird eine vorwiegend militärische Kopfbedeckung in zylindrischer oder konischer Form bezeichnet. Sie kann sowohl einen Augen- als auch einen Nackenschirm besitzen. (Internetrecherche vom 26.4.2014)
- 7 Über die militärische Ausrüstung im Ersten Weltkrieg können daran Interessierte sich bei Wikipedia kundig machen.
- 8 Viertägige Schlacht im August 1914. Ob der Sieg der Deutschen über die russische Narew-Armee der Genialität Hindenburgs oder der unglücklichen Kriegsführung der Russen zu verdanken war, ist umstritten.
- 9 Das „heute“ bezieht sich wohl auf das Jahr 1951, als Max Jörger seine Aufzeichnungen zusammenfasste (Anmerkung GJ).
- 10 Die Schreibweise wechselt im Bericht zwischen Kompagnie und Kompanie.
- 11 Patentante.
- 12 Im Schwarzwald bei *Nagold* gelegen.
- 13 Heute polnisch Tczew (im früheren Westpreußen).
- 14 Sagorjewka (*russisch* Загорьевка, *deutsch* Kaukern, *litauisch* Kaukarai) ist ein Ort in der *russischen Oblast Kaliningrad* (Gebiet Königsberg [Preußen]) und gehört zur Kaluschskoje selskoje posselenije (Landgemeinde Kaluschskoje Grünheide) im *Rajon Tschernjachowsk* (Kreis Insterburg). (Internetrecherche vom 26.3.2014)
- 15 Die handschriftlichen Notizen nennen den Ort *Sassapönnen*.
- 16 Im den Feind herabsetzenden Soldatenjargon kämpfte man gegen den Russen oder die Russkis.
- 17 Der ostpreußische Ort wurde am 17. August 1914 erobert. Die russischen Soldaten hielten sich zunächst mit Plünderungen und Zerstörungen zurück. Als sie jedoch nach einer zwischenzeitlichen deutschen Rückeroberung im November 1914 erneut in Pillkallen einmarschierten, war diese Zurückhaltung verfliegen. Etliche Häuser wurden ein Raub mutwillig gelegter Brände. (Internetrecherche vom 26.3.2014)
- 18 Vermutlich wurde mit dem gleichen Signal zum Essen gerufen.
- 19 Die Rominterner Heide ist ca. 25000 ha groß und teilt sich heute zu 2/3 auf Russland und zu 1/3 auf Polen auf. (Internetrecherche am 6.4.2014)
- 20 Heute Polen, 1941–1944 deutsch „Suwalken“ (Internetrecherche 2.4. 2014).
- 21 Augustów ist heute ein Kurort im Nordosten Polens.1795 wurde der Ort Teil Preußens, 1807 kam es zum Herzogtum Warschau und wurde 1815 Teil Kongresspolens. (Quelle: Wikipedia Recherche 6.4.2014)
- 22 Nicht im Internet zu finden.
- 23 Heute in Russland, Ort am Lyker See (polnisch Rojgród). (Wikipedia-Recherche 6.4.2014)
- 24 Die heute polnische Stadt wurde im 1. Weltkrieg weitgehend zerstört. 1857 überwog die jüdische Bevölkerung (76%). (Quelle: Wikipedia 6.4.2014)
- 25 Ort nicht im Internet zu finden.
- 26 Zur Vorbereitung auf den nächsten Einsatz, nochmals an der Ostfront.
- 27 Ort im Internet nicht gefunden.
- 28 Gorheim gehört inzwischen zur Stadt Sigmaringen. Das frühere Kloster ist zu einer kirchlichen Bildungsstätte umgewandelt worden. (Internetrecherche vom 26.4.2014)
- 29 Schierke ist heute ein Stadtteil von *Wernigerode* im Harz.
- 30 Wegen einer Schwarzen Madonna viel besuchter Wallfahrtsort in Polen.
- 31 Im belgisch-französischen Grenzgebiet gelegen.
- 32 In Frankreich.